Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt
Band: 75 (1985)

Artikel: Johann Gottfried Ebel, der Zürcher Bürger
Autor: Egli, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-947292

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Johann Gottfried Ebel, der Zürcher Bürger

Emil Egli

Der preussische Arzt Johann Gottfried Ebel (1764 bis 1830), der sich für die Gebirgsrepubliken der Alten Eidgenossenschaft begeisterte und in überzeugenden Reiseberichten diese Begeisterung auf manche Leser im Zeitalter Goethes übertrug, ist im Rorschacher Neujahrsblatt kein Unbekannter: 1981 hat ihn schon Peter Faessler mit seinem Aufsatz «Idylle und Erhabenheit. Bodensee und Alpstein bei Joh. Gottfried Ebel» in Erinnerung gerufen. Nun hat derselbe Kenner ostschweizerischer Landschaftsbeschreibung ein Hauptwerk Ebels neu herausgegeben und kommentiert. (Johann Gottfried Ebel: Schilderung der Gebirgsvölker der Schweitz. Gepflegter Reprint nach den Originalausgaben von 1798/1802, Schuber mit zwei Bänden und einem Kommentarheft von Peter Faessler mit dem Titel: Johann Gottfried Ebel als Reiseliterat, erschienen bei der VGS, Verlagsgemeinschaft St.Gallen, 1983). Bei der festlichen Präsentation dieses gesuchten, bald zweihundertjährigen Standardwerkes der ostschweizerischen Landeskunde hielt Professor Dr. Emil Egli im zeitgenössischen Obergerichtssaal in Trogen Ende 1983 die nachstehende Ansprache. Der angesehene Zürcher Kulturgeograph, einer der ersten Sammler und Deuter schweizerischer Landschaftsschilderung (Emil Egli: Erlebte Landschaft. Eine landeskundliche Anthologie, Zürich 1943) würdigt Johann Gottfried Ebel als Mitbürger. *Peter Wegelin*

Johann Gottfried Ebel, der Medizinstudent und bereits monarchiekritische Preusse, war durch Literatur schweizbegeistert. Da ist es beachtenswert, in denselben achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Briefen und Gesprächen um Alexander von Humboldt der Auffassung zu begegnen, dass «die Gemütsgewalt der Natur über den Menschen» nicht erst durch die literarische Vermittlung hindurch, sondern in Unmittelbarkeit wirke – dass «der Blick mehr als die Sprache» den Menschen beeinflusse. In der Tat wurde der «theoretische» Schweizer Ebel erst durch Begegnung zum konsequenten. Appenzeller Hirtenwelt, Landsgemeinde und politisch freies Gespräch der Frau eines Landrates stärkten 1790 seine Begeisterung. Mit einem Grossangebot von Erwartung gekommen, blieb er auch durch Kritik hindurch fest. Er hielt es später in Seldwyla nicht nur aus; er hielt Zürich zwanzig Jahre lang hoch.

Vom Lesen zum Erleben

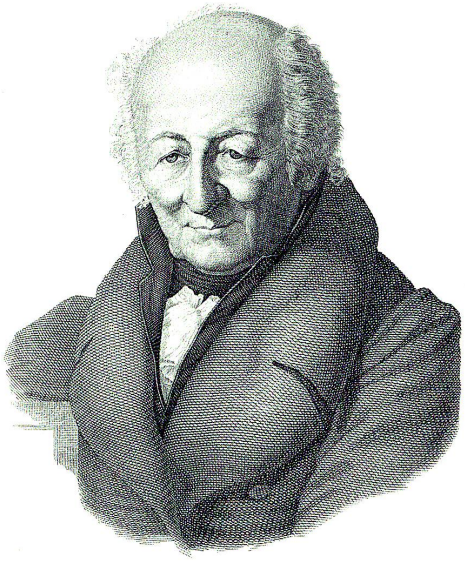
In der Schweizer Naturlandschaft wurde der Arzt massgeblicher Geologe, wenn auch einzelne Deutungen zu mannhafter Diskussion mit Hans Conrad Escher führten; in der schweizerischen Kulturlandschaft wurde er Geograph, man darf durchaus modern sagen Humangeograph. Durch den helvetischen Homo politicus wurde der Preusse Demokrat, ja Sozialpolitiker.

Johann Gottfried Ebel in seinen Zürcher Jahren.

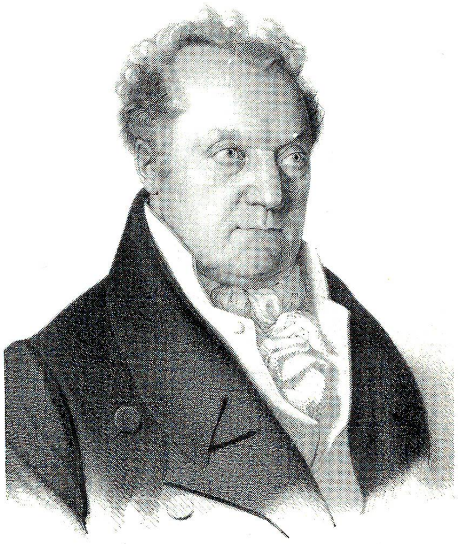
Er lässt sich in Zürich nieder und kann Wohnung nehmen bei Ratsherr Füssli. Damit ist Ebel zugleich im Kontakt mit Paul Usteri und Hans Conrad Escher, das heisst mit dem Kreis jener aufgeschlossenen Bürger, die bereits in der Helvetischen Gesellschaft einen Hort geistiger und politischer Begegnung gefunden hatten. Seine Veranlagung und sein Bedürfnis, auch während der Wanderungen mit Menschen jeglichen Standes ein Gespräch zu führen, weitete seinen Einblick und seine Urteilsbasis. «Er sah», so schreibt Arnold Escher 1917, «auch die Gebrechen der damaligen Staatsverfassung ...»

Zurück ins alte Reich

Dann packt ihn «die Magie des Extrems», um mit Nietzsche zu reden. Nach diesem ersten zweijährigen Aufenthalt in Zürich siedelt er im Herbst 1792 nach Frankfurt am Main über und führt eine Arztpraxis. Er sitzt aber offensichtlich hartnäckig am Schreibtisch und sammelt zunächst das Material seiner schweizerischen Forschungen zu einem zweiteiligen Band «Anleitung auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen». Das Werk mit 385 Seiten und vier Panoramen erscheint 1793 bei Orell, Gessner, Füssli und Compagnie in Zürich. Aber ebenso intensiv und innerlich im Momente wohl noch forcierter beschäftigt ihn die grosse Übersetzung von Schriften des französischen Revolutionärs und politischen Philosophen, späteren Mitglieds des Direktoriums, Emanuel Sieyès. Ebel geht bei dieser Arbeit Carl Ludwig von Haller, den Enkel von Albrecht von Haller, um sprachliche Hilfe an. Haller antwortet einerseits: «Sie tun mir als in einem verdorbenen Provinzialdialekt erzogenen Schweizer viele Ehre an, mich um rein deutsche Ausdrücke für so viele neugestempelte Ausdrücke, die in Sieyès' Schrift vorkommen, zu befragen.» Anderseits warnt er ihn vor allzu stark ausgeprägtem deutschsprachlichem Purismus, dem Ebel, wie es scheint, verfallen war. Das Werk erscheint zweibändig 1796 in Leipzig unter dem Titel: Sieyès, Politische Schriften, vollständig gesammelt vom deutschen Übersetzer, nebst zwei Vorreden über seine Lebensgeschichte. Arnold Escher vermutet in der Biographie von 1917, dass «diese Übersetzung auf die Anregung von Paulus Usteri, dessen politisches Vorbild Sieyès war, erfolgte. Er suchte das Ideal der Staatsform auf theoretischem Wege, unter möglichster Ausbildung der individuellen Freiheitsrechte und einer Aristokratie der Bildung und des Talentes.» Usteri hat die Schrift auch verlegt, denn ein Verlagsbrief ist unterzeichnet: Namens der P.P. Wolfischen Buchhandlung in Leipzig, Dr. Usteri.



Johann Heinrich Füssli, 1745–1832, helvetischer Zürcher Politiker, Publizist und Verleger, förderte entscheidend Ulrich Bräker, den Armen Mann im Toggenburg, sowie dessen Bewunderer, den Arzt Johann Gottfried Ebel.



Dr. med. Paulus Usteri, 1768–1831, Berufskollege, Freund und Wegbereiter Ebels, führender Zürcher Politiker und Publizist von der Helvetik bis in die Regeneration.

In die Stadt der Revolution

1796 treibt es Ebel, wenn auch nicht ganz ohne Fluchtvorsicht, nach Paris, in die Revolution. Das entsprach an sich durchaus einer Wendezeitwelle in der deutschen geistigen Elite. Sie gingen als Beobachter. So auch Ebel; er besonders begünstigt durch Beziehungen tief in die Regierungsstellen hinein, wie zu Sieyès. Ob am Pariser Entschluss eine hart verhinderte Liebeserfüllung mitdrängte, bleibt offenbar biographische Frage.

Ebel wird «Attaché à la légation de Francfort», führt wieder eine ärztliche Praxis, auch für politische Persönlichkeiten. Ihm bieten sich Einblicke. Durch diese Zeit drängt die Arbeit an seinem Gebirgsvölker-Werk zum Abschluss. In seinem Geiste muss eine kaum vorstellbare Spannung geherrscht haben. Da war die arbeitende Erinnerung an diese kleinen freien Landsgemeindestaaten im Gebirge. Er hatte erlebt, was uns Georg Thürer als «den ehrwürdigen Ursatz der Volksherrschaft» bezeichnete und aus den Glarner Landessatzungen übermittelte: «Was ouch die Lantlüt gemeinlich überein komment, was das Mehr under inen wird, das sol wahr und stät beliben und sol der Minderteil dem Mehrenteil folgen.» Und dann war da dieses revolutionäre Umbruchsgeschehen, das Freiheit gewalttätig proklamierte und eine Welt verwandelte.

Johann Gottfried Ebel war von grösster Wachsamkeit. Sie wurde gesteigert durch die beginnende Enttäuschung ob der Realität der Revolution. Sein Briefpartner Carl Ludwig von Haller, der Berner und «Restaurator der Staatswissenschaften», hatte ihm schon 1793 geschrieben: «Man muss vor den himmelschreienden Greueltaten schaudern, die sich die französischen Machthaber nun täglich und stündlich und, wie es scheint, mit einer teuflischen Überlegung erlauben ...» Mancher deutsche Beobachter kehrte betroffen zurück. Ebel blieb und beobachtete noch tiefer hinein. Nun steigert auch Angst um die Schweiz, um Zürich, um die Stätte aristokratischer Regierung sein Hinhorchen. Das Ausharren wird ihm Mission.

Konrad Escher von der Linth, 1767–1823, der Schöpfer des grossen Linth-Meliorationswerkes, gehörte zum Zürcher Freundeskreis Ebels.

Napoleon in Malmaison, wo er auch sein Bild einer föderativen Eidgenossenschaft entwarf. Nach einem Gemälde von Jean-Baptiste Isabey.

Vermahnung an die eidgenössischen Freunde

Er beginnt zu mahnen, schreibt Briefe an seine Zürcher Freunde, vor allem an Paul Usteri, Johann Heinrich Füssli, Bürgermeister Kilchsperger. Es sind bittende, schliesslich beschwörende Briefe, vom aristokratischen Regieren, vom Herrschen zurückzustehen, eine freiheitlichere Form ungesäumt einzusetzen. Hier schreibt nicht mehr der Naturforscher «gezähmter Phantasie», es schreibt helvetische Leidenschaft. Es packt einen im stillen Kabinett der Zentralbibliothek nicht nur Entzifferungseuphorie, es steigt schillerkragengemässe heisse Erregung in den Kopf. Ebel schreibt schliesslich, nun seinerseits überschattet, unter nachgewiesener Verhaftungsgefahr. Nehmen wir nur einige Briefausschnitte vor. Es ist unterdessen 1797/98:

«Die Natur hat alles getan, um die Schweizer zu einer unabhängigen Nation zu bilden ... Als Mensch und als wahrer Philanthrop kann ich den Gedanken nicht ertragen, dass Ihre Nation, die weit mehr Werth als die Französische hat, ein solch' elendes Loos haben soll, wie alle diejenigen erfahren, wo diese Treulosen den Fuss hingesetzt haben.» Usteri scheint nicht auf alle Briefe zu antworten. Füssli ist wie Johannes von Müller von der Notwendigkeit, veraltete Formen der Verfassung zu ändern, überzeugt, aber er will keine umstürzlerische, sondern eine evolutionäre Lösung. Dafür aber war es zu spät. «Der Umsturz der aristokratischen Regierungen der Schweiz», schreibt Ebel, «ist hier beschlossen, unvermeidlich beschlossen. Die fünf Potenzen (Direktoren) und Bonaparte haben darüber nur Einen Willen ... Kommt, o kommt diesem Unglück zuvor! ... Weg mit dem elenden Ausrufe: ‹Was vermögen wir gegen diese ungeheure Macht?›» Die Briefe werden verzweifelter und konkreter: «Ein Mann wie Pestaluzzi, Verfasser des Lienhard und Gertrud, hat allein das ganze Zürcher Landvolk am See in seiner Gewalt, wenn er die Rolle des Revolutionärs spielen will, und diese *muss* gespielt werden, wenn man die Schweiz retten will. Es ist ... nur ein einziger überlegter, gehörig kombinierter und entschlossener Streich nothwendig, um die politische Veränderung und Reform zu bewirken. Unabhängigkeit muss das Losungswort ... sein.» Es war endgültig zu spät.

«... für die Schweiz günstig stimmen»

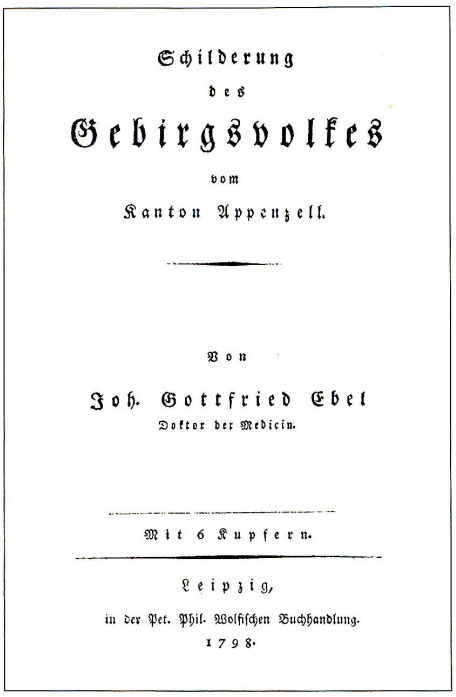
Nach der Katastrophe ist Ebels Gesundheit erschüttert. Dennoch – und über die bitteren Zwiespälte hinweg, die in der Schweiz selber aufbrechen – greift er weiter ratend, helfend, Rettung suchend in kaum noch übersehbarer Korrespondenz ein. Der Brief vom 17. Messidor (Juni) 1798 beginnt: «... Jetzt, da sich die Sache so plötzlich geändert hat ...» und schliesst mit dem Satz: «Verbrennen Sie dieses Blatt, sobald davon der Gebrauch gemacht ist.» Er sucht dem geliebten Land Freunde zu gewinnen, führt mit dem (ab 1799) französischen Gesandten Reinhard in der Schweiz einen lebhaften Briefwechsel und hat (nach Heinrich Escher) «unstreitig dazu beigetragen, den rechtschaffenen Mann auch günstig für die Schweiz zu stimmen».

Bonaparte als Leser?

Der tragische Lauf des Untergangs der Alten Eidgenossenschaft ist bekannt. Aber der grosse, entscheidende und fast rätselhafte Gunstausdruck des Mannes, der alle Macht in Händen hatte, ist noch zu erwähnen: «Es sind die *kleinen* Kantone einzig, die ich achte, die mich und die anderen Mächte hindern, die Schweiz zu nehmen», erklärte Bonaparte den Gesandten Glayre und Stapfer am 29. April 1801, angesichts des Einheitsstaatsprojektes, das ihm die helvetische Regierung eingereicht hatte. «Als Konsul der französischen Republik habe ich Ihnen keine Ratschläge zu erteilen ... Wenn sie (Ihre Regierung) aber meine Unterstützung braucht ..., bin ich es mir selber schuldig, zu erklären, dass ich ein so schlechtes Werk niemals gutheissen werde ... Was hat diese Verfassung mit der Schweiz zu schaffen? ... Eine Verfassung kann nicht schlechter sein, als wenn sie nicht das Gepräge des Landes trägt, für das sie bestimmt ist. Sollte man glauben, wenn man Ihren Entwurf liest, dass er für ein *Gebirgsland* bestimmt ist? Der *gebirgige* Teil der Eidgenossenschaft ist's, der mich interessiert. ... Die *kleinen* Kantone allein machen sie in den Augen Europas interessant. ... Aber ich sehe sie in einem Verfassungsobjekt aufgeopfert, das ihnen jede Wahlfreiheit nimmt ...»

Woher dieser Landsgemeindeton – woher diese Emotion – diese fast zärtliche Liebe zu einer politischen Landschaft – Bewegung eines Mannes, den wir gewohnterweise finster in die Welt blicken sehn? Zwar ist er im November 1797 durch die Schweiz an den Rastatter Kongress gereist, ist aber nur den Städten nachgegangen und hat die Gebirgsvölker nicht berührt. Dass er beeindruckt war vom Verzweiflungskampf der Nidwaldner, ist der Geschichte allgemein bewusst. Aber manche Historiker fragen weiter. Thürer erinnert an die korsische Bergheimat. Gagliardi denkt an Beschäftigung des Unermüdlichen «mit Büchern über eidgenössische Zustände». Die «Gebirgsvölker» aus der so vielfach auch wohltätigen Hand Ebels tragen im

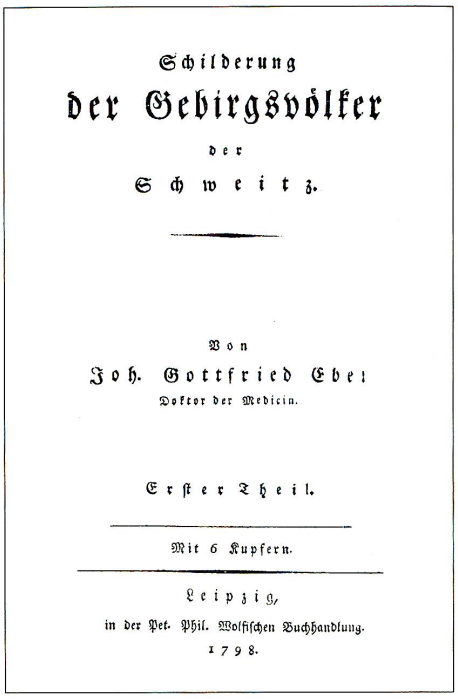
speziell appenzellischen Band die Jahrzahl 1798 der Wolfischen Buchhandlung. Und aus meinen Originalbänden, deren weiches Leder und Papier nur Spuren meiner eigenen vielfachen Benützung trägt, lese ich mit Bedacht den Satz in Usteris «Vorbericht»: *«Noch nie sind sonst diese kleinern Kantone einer ausgezeichneten Aufmerksamkeit gewürdigt worden ...»* Beachtenswert scheint mir auch, dass in einem Brief, datiert Paris d. 5. August 97, dem ein «abgeschicktes Manuscript» voranging, steht: «Auf der ersten Seite des Manuscripts bitte ich unten folgende Note hin zu setzen: ‹Die französische Übersetzung dieses Werkes ist unter der Presse.›» Könnte diese den massgebenden Leser – der Frankreich und die Welt regierte, erreicht haben? Den Physiker und Philosophen Popper hörte ich in einem Vortrag sagen: «Unsere besten Theorien sind Vermutungen.» Gestatten Sie, meine Damen und Herren, dass ich, gestützt auch auf die Erinnerung der nahen Beziehung Ebels in das Direktorium, eine Vermutung angedeutet habe.


Schilderung
des
Gebirgsvolkes
vom
Kanton Appenzell.

Von
Joh. Gottfried Ebel
Doktor der Medicin.

Mit 6 Kupfern.

Leipzig,
in der Pet. Phil. Wolfischen Buchhandlung.
1798.


Schilderung
der Gebirgsvölker
der
Schweitz.

Von
Joh. Gottfried Ebel
Doktor der Medicin.

Erster Theil.

Mit 6 Kupfern.

Leipzig,
in der Pet. Phil. Wolfischen Buchhandlung.
1798.

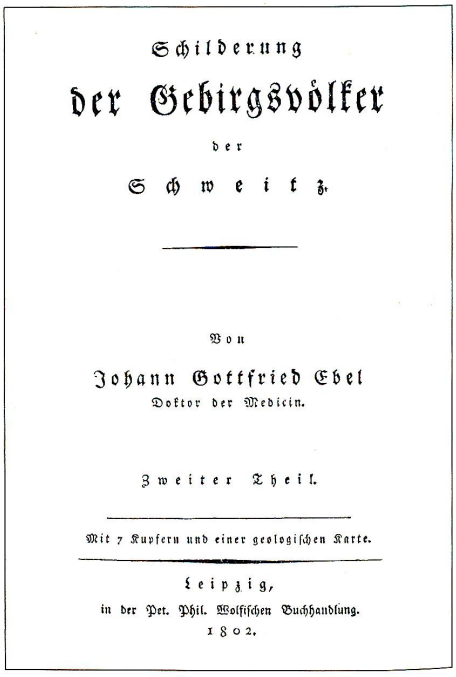
In Zürich heimisch

Ebel verliess Paris 1802. Nach einer kurzen Kur noch im Bad Pfäfers, wo er «in Pfeffers Felsenschlucht sich selbst und die Natur wieder fand», kehrte er nach Frankfurt zurück, machte bereits 1803 und 1804 Forschungsreisen in die Schweiz, arbeitete intensiv an seinem «Bau der Erde», das heisst vor allem Bau der Alpen, 1808 erscheinend. Seine Korrespondenzen mit zahlreichen Persönlichkeiten, die noch heute einen europäischen Namen haben, wie Wilhelm von Humboldt und Hölderlin, sind immer wieder von der Sorge um die Schweiz angetrieben. 1810 siedelt er nach Zürich über, im Heim von Dr. Heinrich Escher herzlich in die Familie eingegliedert. Er ist nun beheimatet. Hatte er 1801 das helvetische Bürgerrecht erhalten und nach der Auflösung des Einheitsstaates 1804 auf seinen Wunsch das kantonalzürcherische, so wurde er 1820 vom Grossen Stadtrat durch Schenkung des Stadtbürgerrechtes beehrt.

Als 1813, nach dem Brande von Moskau, die verbündeten Mächte auch die Schweiz zur Teilnahme am Krieg gegen Napoleon zu bestimmen versuchten, setzte er ein wahrhaft packendes Memorial aus erstaunlichster Kenntnis von Geschichte und Situation der Schweiz auf, das über Wilhelm von Humboldt den Staatskanzler von Hardenberg erreichte und zusammen mit weiteren Briefen an einflussreiche Männer zweifellos wesentlich den Verzicht auf das Ansinnen förderte. Ein Kernsatz des Memorials lautet: «Die Föderativverfassung eines freien Volkes ist ihrer

Frontispiz und Titelseiten: Johann Gottfried Ebel «Schilderung der Gebirgsvölker der Schweitz».

Die Darstellung des Tellsprungs weist darauf hin, dass Ebel ursprünglich sämtliche Gebirgskantone der Schweiz schildern wollte. Der 2. Band gilt indessen vorab dem Kanton Glarus und Teilen der Kantone St.Gallen und Zürich.

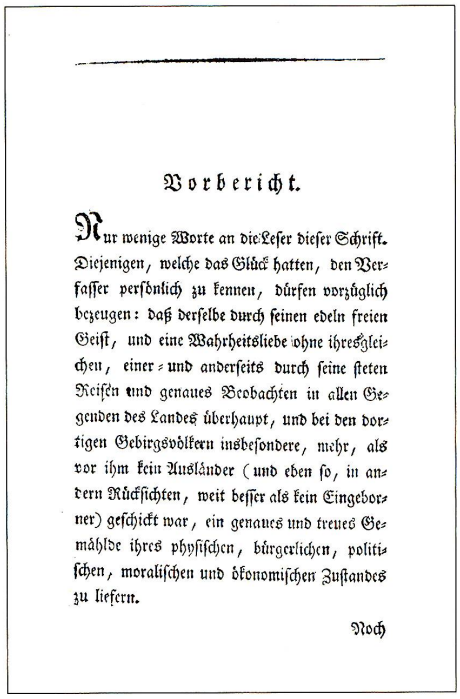

Schilderung
der Gebirgsvölker
der
Schweitz.

Von
Johann Gottfried Ebel
Doktor der Medicin.

Zweiter Theil.

Mit 7 Kupfern und einer geologischen Karte.

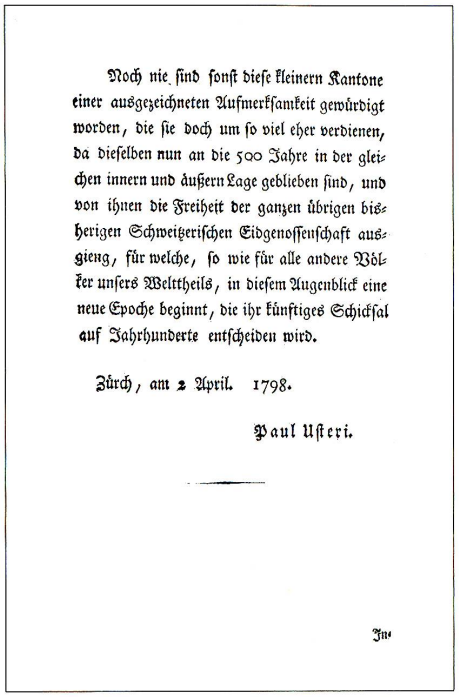
Leipzig,
in der Pet. Phil. Wolfischen Buchhandlung.
1802.



Vorbericht.

Nur wenige Worte an die Leser dieser Schrift. Diejenigen, welche das Glück hatten, den Verfasser persönlich zu kennen, dürfen vorzüglich bezeugen: daß derselbe durch seinen edeln freien Geist, und eine Wahrheitsliebe ohne ihresgleichen, einer- und anderseits durch seine steten Reisen und genaues Beobachten in allen Gegenden des Landes überhaupt, und bei den dortigen Gebirgsvölkern insbesondere, mehr, als vor ihm kein Ausländer (und eben so, in andern Rücksichten, weit besser als kein Eingeborner) geschickt war, ein genaues und treues Gemählde ihres physischen, bürgerlichen, politischen, moralischen und ökonomischen Zustandes zu liefern.

Noch



Noch nie sind sonst diese kleinern Kantone einer ausgezeichneten Aufmerksamkeit gewürdigt worden, die sie doch um so viel eher verdienen, da dieselben nun an die 500 Jahre in der gleichen innern und äußern Lage geblieben sind, und von ihnen die Freiheit der ganzen übrigen bisherigen Schweitzerischen Eidgenossenschaft ausgieng, für welche, so wie für alle andere Völker unsers Welttheils, in diesem Augenblick eine neue Epoche beginnt, die ihr künftiges Schicksal auf Jahrhunderte entscheiden wird.

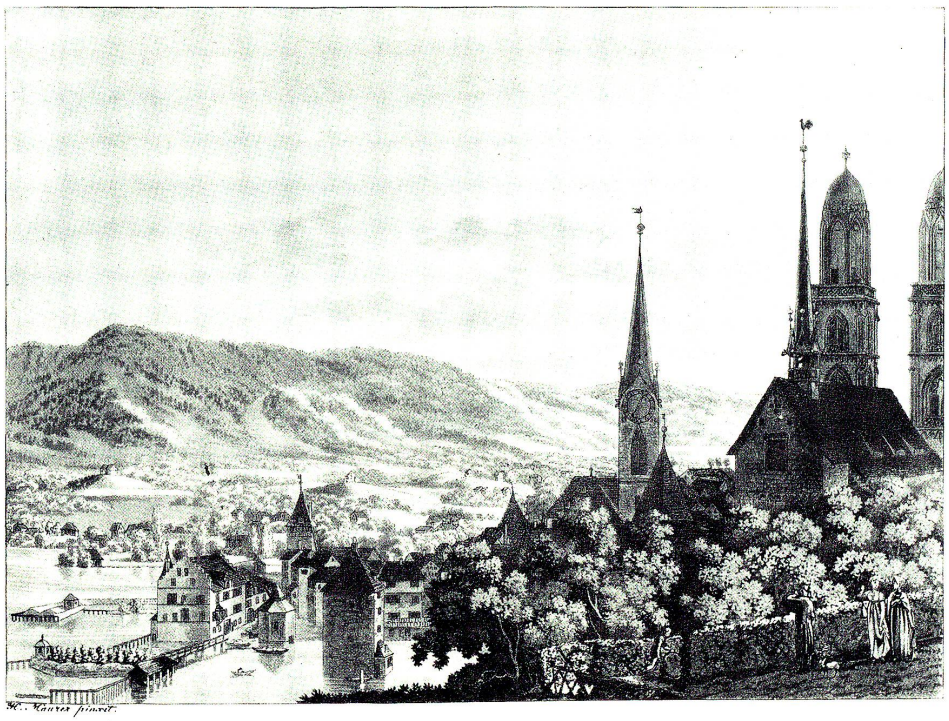
Zürch, am 2 April. 1798.

Paul Usteri.

In-

Paul Usteri, 1798. Vorbericht zu: Johann Gottfried Ebel «Schilderung der Gebirgsvölker der Schweitz», 1. Theil.

Franz Hegi, «Ansicht eines Theils von Zürich mit seinen westlichen Umgebungen», 1807, Umrissradierung mit Aquatinta, H. Maurer pinxit.

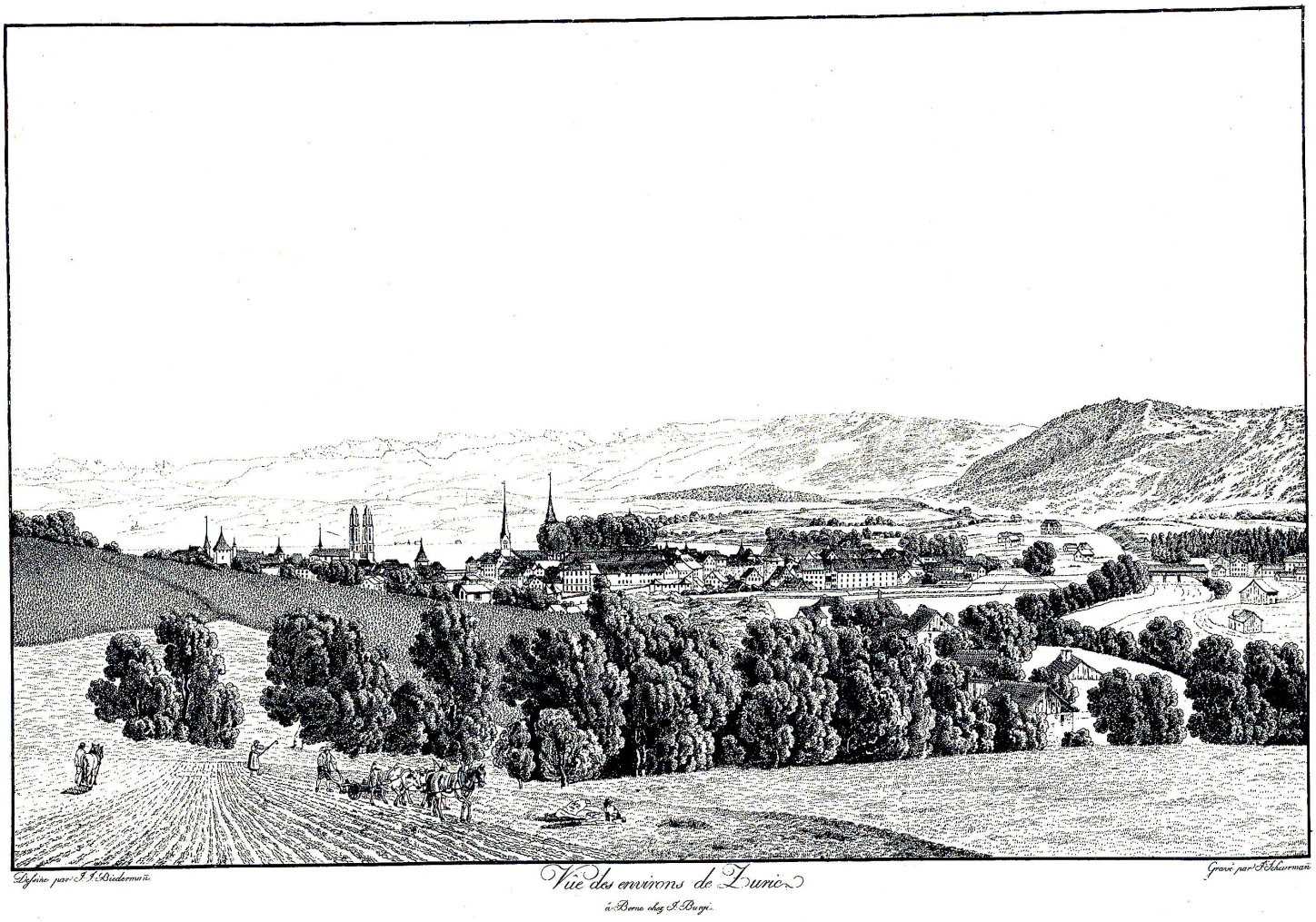


Natur nach allen Beschlüssen zu einem Angriffskrieg durchaus entgegen. Verteidigungskriege sind da allein nur möglich.» Auch bei der genauen Lektüre der Umtriebe während des Wiener Kongresses drängt sich dieser Satz wieder in Erinnerung. Und Ebels Hauptbiograph (1835, Heinrich Escher, Historiker) und unmittelbarster Vertrauter deutet dort seines Freundes Einflüsse auf «bedeutendste Personen» an.

«... dass jene mehr ideale Richtung kaum noch Anklang fände»

Am 8. Oktober 1830 starb Johann Gottfried Ebel. Heinrich Escher hat uns die Sterbestunden eines Weisen bis zu seinem letzten hellklaren Satz übermittelt. Im grossen Nachlass lagen die Neumaterialien für eine vierte Auflage der «Anleitungen» bereit. Escher prüfte, voller Entschlossenheit, kam aber zum Entschluss, dass der Mann fehle, der «mit so genauer Kenntnis ..., mit so geistreicher Auffassung des Einzelnen wie des Ganzen» in Ebels Fussstapfen würde treten können. Immer noch in der Hoffnung, Ebels letztem Willen Genüge tun zu können, wurde Ferdinand Meyer, der Vater Conrad Ferdinand Meyers, zu einem Gutachten für die Naturforschende Gesellschaft aufgefordert. Er kam zum gleichen Schluss. «Schlimmer noch», schreibt der zusammenfassende Ulrich Helfenstein 1964, «der Grundgedanke der ‹Anleitung› selbst, nämlich die Schweiz um ihrer Natur sowohl als auch um ihrer Geschichte und freiheitlichen Verfassung willen dem Touristen lieb werden zu lassen, sei nicht mehr zeitgemäss.» Und Ferdinand Meyer 1837 wörtlich: «Das Leben in der Gegenwart und in den materiellen Interessen ist so ganz überwiegend, dass jene mehr ideale Richtung kaum noch Anklang fände.»

Liebe Hörerinnen und Hörer, stand die Zeit anderthalb Jahrhunderte still? Oder dürfen die gegenwärtigen Herausgeber der «Gebirgsvölker» hoffen – vielleicht wegen der nicht zu leugnenden erneuten Arglist der Zeit und ihrer untergangsdrohenden Irrungen hoffen –, für Ebels Menschenbild und Staatsideal Leser und Anklang zu finden? Ich wünsche es uns und dem Werk.



Zürich, 1795, Umrissradierung.
Zeichner Johann Jakob Biedermann (1763–1830),
graviert von Samuel Johann Jakob Scheurmann.